Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 191. Bromberg, den 6. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(19. Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit sagte Ruth:

„Entschuldige, Vater, daß ich mich so habe gehen lassen. Ich bin doch sonst keine Heultute! Aber — manchmal geht's nicht anders. Nun weißt du alles. Aber helfen — na, helfen kannst du mir nicht. So etwas muß man allein abmachen."

Der Konsul räusperte sich.

Er war anderer Meinung. Jetzt war die richtige Zeit für väterliche Ratschläge gekommen. Man mußte jetzt mal hübsch logisch auseinandersetzen, daß —

„Hör' mich jetzt mal an!" begann er. „Du mußt dir vor allen Dingen vor Augen halten, daß wir nicht mehr im Zeitalter der Romantik leben. Die Geschichten, die wir als Kinder von edlen Räuberhauptleuten gelesen haben, stimmen nicht mehr! Unsere heutigen Räuber und Spitzbuben entbehren ganz und gar jedes Heldentums und jedes Edelmuts. Dazu denken wir Menschen von heute zu nüchtern. Was deinen besonderen Fall anbetrifft, so mußt du dir immer vor Augen halten, daß dieser Mensch ein ganz geriebener Hoteldieb ist, ferner —"

„Gib dir keine Mühe, Vater!" sagte Ruth.

„Was?"

„Das weiß ich nämlich alles selber. Das hab' ich mir schon hundertmal gesagt. Und immer bin ich zu dem Schluß gekommen, uns, dir und mir, hat er einen so großen Dienst erwiesen, daß wir kein Recht haben, uns als seine Richter aufzuspielen. Nein, laß das. Ich werde schon nach und nach wieder ganz so werden, wie früher. Ich werde auch das Lachen wieder lernen. Ihr müßt nur ein klein wenig Geduld mit mir haben."

Sie erhob sich. Vor einem Spiegel setzte sie ihr Hütchen auf.

„Ich muß jetzt zu Herpich. Nicht wahr, Vater, du sagst der Mutter nichts? Die ängstigt sich immer gleich so. Sie ist jetzt so glücklich über ihre Blumen."

„Aber selbstverständlich", versicherte der Konsul. Dann bückte er sich und hob eine auf dem Teppich liegende Besuchskarte auf.

„Wer ist denn das? Dorival von Armbrüster? Hast du die Karte verloren?"

„Nein. Die Karte lag dort bei den anderen Karten. War Herr von Armbrüster bei dir? Umbach brachte ihn neulich mit nach draußen. Mama hat dir wohl davon erzählt?"

„Ja", sagte der Konsul. „Ich entsinne mich aber nicht, daß der Herr bei mir gewesen ist. Der Name ist mir unbekannt. Ich habe mit ihm nie etwas zu tun gehabt."

„Merkwürdig. Wie kommt denn die Karte hierher?"

„Interessiert es dich? Dann werde ich mal Lebermann fragen."

Er klingelte dem Diener und ließ seinen Prokuristen bitten, zu ihm zu kommen. Gleich darauf trat der kleine bewegliche Herr ein, der seinerzeit Dorival daraufhin geprüft hatte, ob er auch wirklich der Besitzer des Pelzmantels war, den der Konsul mit aus dem Kaiserhof gebracht hatte.

„Herr Konsul?"

„Sagen Sie, Lebermann", der Konsul reichte seinem Prokuristen die Karte Dorivals, „wer ist dieser Herr und was wollte er von uns? Wie kommt die Karte hier auf meinen Tisch?"

Der Prokurist las den Namen und besann sich einen Augenblick. —

„Herr Konsul erinnern sich wohl noch der Geschichte mit dem Mantel. Dem Herrn Konsul war während einer Konferenz im Hotel Kaiserhof der Pelz von einem Spitzbuben gestohlen worden. Der Mensch hatte seinen Mantel im Stich gelassen. Den Mantel hatte provisorisch der Herr Konsul angezogen und am anderen Tag mit hierhergebracht. In dem Mantel fanden wir eine Anzahl Besuchskarten dieses Herrn von Armbrüster, der in der Alsenstraße wohnt. Wir schrieben an ihn, ob ihm vielleicht ein Pelzmantel gestohlen worden sei. Er bestätigte dies, kam hierher und holte den Mantel. Dabei hatte er wohl diese Besuchskarte abgegeben. Das ist alles."

„Danke, Lebermann, Sie können gehen."

Der Prokurist verließ das Zimmer.

„Siehst du, liebes Kind", sagte der Konsul, „der Mensch ist auch ein Paletotmarder. Du mußt dir das immer alles vor Augen halten, dann — dann wirst du wieder ganz mit dir in Ordnung kommen."

Ruth antwortete nicht.

Sie gab ihrem Vater einen Abschiedskuß und hatte es plötzlich sehr eilig, nach Herwich zu kommen, um für die Mutter die Besorgungen zu erledigen. Heimlich hatte sie die Karte Dorivals in ihr Täschchen bugsiert.

Sie mußte jetzt mit sich allein sein.

In ihrem Köpfchen schwirrten ganz ungeheuerliche Gedanken herum!

Das war doch merkwürdig!

Ein unbestimmter Verdacht stieg in ihr auf.

Es war Unsinn — aber einerlei — sie wollte sich Gewißheit verschaffen! Sie beschloß festzustellen, wer der — Mann — gewesen — war, der vor dem Hotel Kaiserhof im Mantel ihres Vaters sich zu ihr in das Auto gesetzt hatte!

15.

Der Major von Umbach — soeben befördert und zum Großen Generalstab kommandiert — bekam einen Brief von Ruth Rosenberg, der kurz und bündig besagte, daß ihre Mutter sich sehr freuen würde, wenn sie heute nachmittag den Herrn Major zu einem Tee bei sich sehen könnte.

„Nanu?" murmelte der Herr Major.

Punkt fünf Uhr trat er durch die Gartentüre der Villa Rosenberg.

Ganz in der Nähe, bei den hochstämmigen Rosen, stand Ruth. Sie schien ihn erwartet zu haben —

„Meinen Glückwunsch, Herr Major! Die Uniform steht Ihnen famos. Die breiten Streifen an den Hosen brauchen nur ein bißchen umgefärbt zu werden, und der General ist fertig. Herzlichen Glückwunsch, Herr von Umbach!"

Er küßte ihr die Hand. Sie lachte harmlos und vergnügt.

„Weshalb haben Sie sich denn so selten bei uns blicken lassen! Einmal sind Sie hier gewesen, seit dem Besuch damals, als Sie den Herrn von Armbrüster mitbrachten. Mama und mir hat es sehr leid getan, daß wir Ihren Besuch verfehlt haben. Aber es ist nett von Ihnen, daß Sie heute gleich meinem Ruf gefolgt sind. Daß Sie mein guter Freund geblieben sind, obwohl ich damals, Sie wissen schon, nicht so höflich gegen Ihren Freund gewesen bin, wie Sie es wünschten. Ich war an dem Tage wohl sehr schlechter

Laune. Es hat mir nachher auch leid getan, daß ich ungezogen war. Nein, unausstehlich! Herr von Armbrüster wird einen schönen Begriff von mir bekommen haben. Natürlich, Herr von Umbach, nehme ich das Einfuhrverbot zurück. Sie können Herrn von Armbrüster mitbringen, so oft Sie wollen. Er wird mich künftig von einer etwas netteren Seite kennen lernen!“

„Das — das geht nicht!“ stotterte Umbach.

„Weshalb nicht?“

„Ja — ich fürchte, ich bin ungeschickt gewesen: Dorival — mein Freund von Armbrüster heißt Dorival — scheint gemerkt zu haben, daß er Ihnen unwillkommen war, Fräulein Ruth. Und ich kann mich schändlich halten . . . nee, ich werde mich sehr hüten, wollte ich sagen, ihn an die Sache zu erinnern. Zu dumm! Übrigens, wir sind doch die alten Freunde, Fräulein Ruth?“

„Natürlich!“

„Dann seien Sie doch nett und sagen Sie mir, was los war? Warum war Ihnen mein Freund damals so unsympathisch, daß Sie den Bannfluch gegen ihn schleuderten? Was veranlaßt Sie, jetzt anders über ihn zu denken? Ist früher einmal irgendetwas vorgekommen, das Ihnen Herrn von Armbrüster in einem — nun, sagen wir ungünstigen Licht erscheinen lassen konnte? Ich weiß, er hat Sie einmal in der Oper gesehen. Hat er Sie angestarrt? Waren Sie darüber böse?“

Er sah, wie Ruth erblaßte.

„Der — Herr — war — Herr von Armbrüster?“ stammelte sie zaghaft, stockend, jedes Wort mühsam hervorstoßend.

„Ja!“

„Sie müssen sich irren, Herr von Umbach! Der Herr kann gar nicht Herr von Armbrüster gewesen sein. Gewiß, ich habe ihn im Opernhause gesehen. Er saß in der Loge neben meiner Schwester Zilly. Es war mir unangenehm, daß er mich durch das Opernglas so scharf aufs Korn nahm. Ich konnte meiner Schwester gar nicht zulächeln, weil ich immer fürchten mußte, er könne das Lächeln auf sich beziehen. Ich hab's aber dann doch getan.“

„Und er hat dies heimliche Grüßen doch auf sich bezogen!“

„Das ist ja schrecklich!“ rief Ruth verwirrt. „Aber der Herr war ja gar nicht von Armbrüster. Nein, ganz gewiß nicht. Der Herr war —“ sie stockte.

„Nun, wer war denn der Herr?“

„Der wurde von der Polizei gesucht und ist in der Pause vor dem zweiten Akt verhaftet worden. Der Logenschließer hat es meinem Schwager erzählt. Und derselbe Herr, der verhaftet wurde und der also gar nicht von Armbrüster gewesen sein kann, ist mir ein paar Tage später im Tiergarten begegnet. Er grüßte mich. Ich habe es natürlich gesehen, aber ich tat so, als ob ich es nicht bemerke.“

„So unglaublich es klingt, liebes Fräulein Ruth, so kann ich Ihnen doch nur bestätigen, daß der Herr in der Oper und der Herr im Tiergarten mein armer Freund Dorival von Armbrüster war. Er ist damals irrtümlich verhaftet worden. Der Kriminalbeamte hatte ihn mit einem Spitzbuben verwechselt, der allerdings mit meinem Freund Dorival eine große Ähnlichkeit hat. Denken Sie, Herr von Armbrüster hat damals eine ganze Nacht in einer Arrestzelle zubringen müssen. Ich selbst hatte ihn schon einige Tage vorher einmal aus den Krallen der Polizei befreit. Schließlich hat er sich, um den unangenehmen Verwechselungen zu entgehen, auf meinen Rat von der Polizei eine Legitimationskarte ausstellen lassen. Die schützt ihn wenigstens vor Verhaftungen, aber vor Verwechselungen durch andere Personen hat sie ihn nicht geschützt. Ich habe mal einem tollen Auftritt beigewohnt, der Dorival veranlaßte, die Urheberin wegen Beleidigung zu verklagen. Oder nee — ich glaube, sein Anwalt brachte die Sache außergerichtlich in Ordnung.“

Ruth war neben dem Major dem Hause zugeschritten. In ihrem Köpfchen wirbelten die Gedanken wirr durcheinander. Was Umbach sagte, bestätigte die Vermutung, die sich ihr schon gestern aufgedrängt hatte, als sie erfuhr, daß Dorival von Armbrüster der Besitzer des Pelzmantels gewesen war, den jener Mann im Kaiserhof zurückgelassen hatte. Jetzt war sie der Spur näher gerückt! Sie wollte das Dunkel aufklären, das die Person des uneigennützigen Briefräubers umgab! Sie wollte wissen, wer der Mann war, der eine große Gefahr auf sich genommen hatte — um einen Kuß!

„Wer war die Frau, die Herrn von Armbrüster beleidigt hat?“ fragte sie im Weiterschreiten.

„Eine Frau von Maarkatz, Rabiates Weib. Der Doppelgänger meines Freundes Armbrüster hatte ihr mal den Hof gemacht und ihr bei dieser Gelegenheit einen Brillantring unterschlagen. Für diese Schandtat machte sie nun Herrn von Armbrüster verantwortlich. In der Halle des Hotels Esplanade! In etwas geräuschvoller Weise! Scheußlich!“

Ruth blieb stehen.

Wo hatte sie den Namen Maarkatz schon gehört oder gelesen? Richtig! Er hatte auf einem der Zettel gestanden, die der Herr im Café in der Kurfürstenstraße aus der Westentasche gezogen hatte!

Ruth brannte darauf, mehr zu erfahren. Aber sie zwang sich, äußerlich ruhig zu scheinen, Umbach durfte nichts merken.

„Und Herr von Armbrüster kannte die Dame überhaupt nicht?“

„Nein. Er hatte weder sie noch ihre Gesellschafterin jemals vorher gesehen. Ich habe den Geschäftsführer des Hotels veranlaßt, die Adresse der Frau aufzuschreiben. Dorival mußte doch Namen und Wohnung der Person wissen, die er verklagen wollte.“

„Hat der Geschäftsführer den Namen und die Wohnung der Frau von Maarkatz auf so ein kleines Zettelchen geschrieben?“

Ruth zeigte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf der Innenfläche der linken Hand die Größe des Zettels.

„Ja, so ein Zettelchen ist es gewesen,“ sagte lächelnd der Rittmeister, dem es komisch vorkam, daß seine Begleiterin sich für die Größe jenes Papierstückchens interessierte.

„Wo hat der Herr von Armbrüster das Zettelchen aufgehoben? Erinnern Sie sich noch?“ fragte Ruth.

„Was geht Sie denn der Zettel an?“ fragte Umbach lachend. „Sie unterwerfen mich ja einem förmlichen Verhör!“

„Ich bin nun mal so neugierig. Wissen Sie noch, wo der Zettel geblieben ist?“

„Dorival hat ihn in die Westentasche gesteckt, soviel ich mich entsinne. Ja, in die Westentasche. Die Einladung der Gesellschafterin der Frau von Maarkatz auch! Ach so, das habe ich Ihnen ja noch gar nicht erzählt. Die Sache hatte nämlich auch ihre spaßige Seite. Der ungemein befähigte Doppelgänger des Herrn von Armbrüster hatte sich seinerzeit nicht nur um die Gunst der Frau v. Maarkatz beworben, sondern auch um die ihrer Gesellschafterin. Bei beiden mit Erfolg. Bei dem Zusammentreffen Dorivals mit der Frau von Maarkatz war diese Gesellschafterin, ein blasses, junges Mädchen, zugegen. Auch sie hielt meinen Freund für jenen draufgängerischen Spitzbuben und steckte ihm heimlich ein paar Worte zu, die sie auf das abgerissene Stückchen eines Programms gekritzelt hatte. Ich habe den Erguß damals selber entziffert.“

„Wissen Sie noch, was sie geschrieben hatte?“

„Warten Sie mal! Ich habe für solche Dinge ein gutes Gedächtnis. Die junge Dame bat ihn, ihr postlagernd zu schreiben, wo und wann sie ihn sprechen könne. Ja, das war's. Ich glaube, sie hatte Grete oder Gretchen unterschrieben.“

Ruth fiel es schwer, ihre Fassung zu bewahren.

Beide Zettel hatten damals in der Westentasche jenes Herrn gesteckt, mit dem sie das Café aufgesucht hatte. Ein Zufall brachte ihr jetzt die Aufklärung, wie die Zettel entstanden waren und was sie bedeuteten. Damals hatte sie geglaubt, sie seien Beweise dafür, daß er ein Heiratsschwindler sei. Sie hatte ihm das auch deutlich gesagt und war dann fortgelaufen. Und nun —

„Was interessiert Sie denn an diesen Zetteln so sehr?“ fragte Umbach.

„Das werde ich Ihnen 'mal erzählen, wenn wir recht viel Zeit haben, lieber Herr von Umbach!“ erklärte Ruth frech. Etwas anderes fiel ihr nicht ein! „Jetzt müssen wir nämlich schleunigst zur Mutter!“

„Hexe!“ brummte Umbach, als sie vorausschritt.

Er, der wegen besonderer Befähigung in den Generalstab versetzte, neugebackene Major, kam sich heute außerordentlich dumm vor.

Aus der Geschichte wurde er nicht klug!

(Schluß folgt.)

Das Bild der Mutter.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Es war mir eine Lust, durch die kühle, sternenstille Herbstnacht zu wandern. Denn es ging ja heim zu, nach langem Fernsein in der Fremde, heim zu Vater und Mutter, zu Bruder und Schwester, zu allem lieben Gewese, seit Kindestagen gewohnt und vertraut.

Was mag sich alles gewandelt haben in der langen Weile, die ich wieder in der Welt draußen war?

Ein Lied vom Wandern und Wiedersehen sang mir durch die Seele, ein Lied ohne Worte wie alles Her-

erhebende, aber dafür um so tiefer und tönender. Denn die ganze Schöpfung, die einem zur Nacht so wundersam nahe ist und ans Herz greift, sang die Weise mit: Sie silberte aus den Sternen, die da droben von Ewigkeit her auf Reisen waren, sie schauerte aus den Wäldern, die sich im hochgemuten Wuchse am Himmelsrande reckten, sie tropfte aus den Gräsern, die mir mit ihren Tauperlen die Wanderschuhe wie mit Freudenzähren des Wiedersehens netzten.

Dann stand ich auf dem Hügel, der mir die Heimat zeigte.

Wieder einmal ...

Wie oft bin ich schon auf der nämlichen Stelle gestanden, das Herz voll leisem Jubel, wenn es heimwärts ging, oder voll unsäglicher Wehmut, wenn der umflorte Scheideblick noch einmal das Bild der Heimat suchte.

Gratmend halte ich auf der Höhe vor der Heimat.

Da lugt das Dorf schon unbestimmt aus Schattengründen und ein Licht bahnt sich den Weg durch Nebelschwaden und Dämmerungen zu meinem Heimwehhügel her.

Es ist ein Licht aus meinem Vaterhause und wandert von der Kammer in die Stube, wo es am Herde stille hält.

Und ich weiß: Das ist eine gute Mutter, deren Sorge um ihre Lieben schon wach ist und am Herde werkt. Als Erste im Dorfe entfacht sie das Licht und den Herdbrand, noch bevor die Hähne den kommenden Tag beschreien.

Das Lied vom Wandern und Wiedersehen schwingt mir freudvoll durchs Herz: Mutter! ...

Schon stehe ich vor dem Hoftor und will mit dem Wanderstecken dranpochen.

Da fällt mein Blick durch einen Vorhangspalt im Stubenfenster auf das Bild der Mutter: Wie sie, im Scheine der Lampe auf dem Herdgesims, vor dem Ofentürlein kniet und Feuer macht.

Ich sehe nichts als ihr gütiges Angesicht, vom milden Licht der Ampel umflossen, so daß es selbst wie ein Licht leuchtet. Ein Licht in der Finsternis.

Ich halte inne und schaue und schaue.

Die dunkle Stube da drinnen wächst mir zur Welt, und in das Lied vom Wandern und Wiedersehen, das mir im Herzen beim Anblick der Mutter schon stille war, mischt sich ein neuer Ton voll Süße und Hoheit: Das Leuchten eines Mutterantlitzes, das stille Schaffen verhärmter Hände einer Mutter. M e i n e r Mutter ...

Wie ein Dieb stehe ich am Tor und kann mir nicht helfen: Ich m u ß das Bild der Mutter in mich aufnehmen, so wie sie jetzt ist, da sie sich von niemand beobachtet wähnt und sich ganz so gibt, wie es ihr Mutterwesen will.

Voll schlagen die Herdflammen auf.

Das Feuer ist entfacht und prasselt lustig — oh, ich höre es deutlich in der Stille zwischen Nacht und Morgen ...

Ich lehne mich an den Torpfosten und schaue und schaue ..

Vom Flammenschein ganz übergossen, kniet Mutter immer noch regungslos am Herde.

Nur ihre verarbeiteten Finger gleiten jetzt über Stirne, Mund und Brust.

Dann ruhen die Hände gefaltet im Schoße und ihre Lippen bewegen sich leise.

Heilige Gebete rinnen an mein Ohr:

„Für alle, die aus diesem Hause gestorben, in Kriegen gefallen, in der Fremde verdorben oder verschollen sind: Vater unser, der du bist ...“

Kühle Schatten huschen mich an. Heimliche Schauer rieseln mir durch Herz und Hirn. Mir ist, die Toten dieses uralten Vaterhauses geistern um mich her und segnen auf die stille Beterin am Herd aus Überwelten nieder.

O Lied vom Wandern und Wiedersehen! Wie wahr wirst du mir im Morgengebete der Mutter!

Wieder lispeln ihre Lippen: „Für alle, die in diesem Hause leben und noch geboren werden. Daß du sie behüten mögest. Herr der Welten, hier und dort: Vater unser, der du bist ...“

Die Flammen im Herde weben einen Heiligenschein um das Antlitz der Mutter. Ja, eine Heilige bist du, Mutter, jetzt weiß ich's gewiß ...

Und zum drittenmal heben die Lippen zu beten an: „Für meinen Sohn in der Fremde, daß er keinen Schaden nimmt an Leib und Seele, daß er brav bleibe und bald heimkehre: Vater unser, der du bist ...“

Beschämt und beseligt zugleich senke ich den Blick, das heilige Bild der Mutter noch einmal voll umfassend, und es mir auf immer einzuprägen: die Beterin am Herd zwischen Nacht und Morgen.

Und wie ein Dieb schleiche ich mich davon, vors Dorf hinaus auf die Heide. Denn jetzt kann und kann ich der Mutter nicht vor die Augen treten. Sie darf nicht wissen, daß ich sie beobachtet habe in ihrer heiligsten Stunde, da sie „mutterseelenallein“ ihre Liebe und Sorge offenbarte.

Erst mit der steigenden Sonne betrat ich das Vaterhaus.

Und als ich wieder in die Ferne zog, nahm ich das Bild der Mutter mit, das mir eine seltsame Fügung ins Herz gebrannt hatte: Die Heilige, vom Glorienschein der Herdglut umflossen, von selbstloser Hingabe, Ur- und Sinnbild alles Muttérseins.

In allem Wechsel und Wandel das Bleibende ist und währt mir dieses Bild: Sonnen kreisen darum, Sterne lustwandeln in seinem Bannkreis, Tage und Nächte, Wunden und Wonnen umhegen seinen Rahmen.

In allem Werden und Vergehen steht es als Ewiges und Einmaliges in mir, unveränderlich und wesenhaft im Wanderschritt der Zeiten.

Die schöne fremde Frau.

Skizze von H. Wega-Friedenau.

Morgen würde sie Gewißheit haben! Frau Asta Hild kannte seit Tagen nur diesen einen Gedanken. Und während sie, die Halbgelähmte, auf ihrem Liegestuhl ruhen mußte, jagte eine wilde Aufregung durch ihren kranken Körper. In den blauen, noch immer schönen Augen wechselten tötliche Angst und tiefe Traurigkeit mit einander ab. Morgen! Morgen würde „sie“ kommen, würde sie „sie“ kennen lernen, — die fremde schöne Frau!

Ob sie es wirklich war, und ob ihr Verdacht sich bestätigte?

Vor zwei Jahren war es gewesen, damals, als ihr Leiden anfing und sie den Mann zum erstenmal allein reisen lassen mußte ohne die treue Weggenossin, die sie ihm stets gewesen. Diesen geliebten Mann, den bewunderten, scharf geistigen Anwalt, ihr gegenüber ein Kind an Fröhlichkeit, Güte und Nachsicht.

Sie hatten sich bis dahin nie getrennt. Ihm wäre eine Reise ohne sie unmöglich erschienen. Aber mit dem sicheren Instinkt der Frau durchschaute sie ihren Zustand. Sie fühlte sich zu matt, mit ihm zu wandern wie sonst. Der Arzt sprach zwar von „vorübergehenden Störungen“. Doch kannte sie sich in ihrem eignen Körper besser aus. Alle Bäder und Medikamente hatten nichts genützt. Immer näher kroch das Unheil an sie heran — —

Darum wollte sie einmal allein sein, ihm noch einmal die Freiheit gönnen. Vielleicht gab ihr die Zwischenzeit die Resignation, die ihr ganz und gar fehlte, wenn sie ihren Mann vor sich sah, jung, stolz, unverbraucht, — wenn sie daran dachte, daß sie erst vierzig Jahre alt und noch so unmenschlich glücklich war, so fähig, zu nehmen und zu geben!

Als er dann wiederkam, gebräunt, überschäumend von Kraft und Lebenslust, hatte sie sich verzweifelt gegen häßliche Gedanken wehren müssen. Und dann — war ihr eines Tages das Bild in die Hände gefallen, das Bild der fremden schönen Frau.

Durch Zufall. Sie suchte nie in den Sachen ihres Mannes. Er verschloß auch nichts vor ihr. Viel zu hoch achteten sie sich gegenseitig, um einer dem andern nachzustöbern. Aber man hatte ihr in seiner Abwesenheit eine Rechnung überreicht, von der sie bestimmt wußte, daß sie bezahlt war. Und sie kannte das Fach in seinem Schreibtisch, wo er bezahlte Rechnungen aufhob. Schnell öffnete sie es.

Da lag obenauf ein Bild, das sie noch nie bei ihm gesehen. Das Bild einer Frau von fast ergreifender Schönheit. Ein Mignongesicht mit traumschweren, dunklen Augen. Dunkle Locken. Ein Mund von sinnbetörendem Reiz —

Keine Widmung, kein Name. Hatte er sich nur an dem vollendet schönen Bild erfreuen wollen, es käuflich erworben? Aber es sah nicht wie Dutzendware aus und dann — in diesem Fall hätte er es ihr gezeigt. Wozu es ihr verheimlichen? Auch sie konnte sich neidlos an schönen Menschen freuen, und seltsamerweise hatten sie immer denselben Geschmack entwickelt, auch Frauen gegenüber.

Einen Augenblick starrte sie das Bild an. Er genügte, es sich tief, tief einzuprägen. Jede Linie hätte sie aufzeichnen, jede Einzelheit beschreiben können. Und dann sah sie es nie wieder, verschloß es, sprach nicht davon, wollte es vergessen.

Immer schwerer wurde ihr Leiden, mit immer größerer Güte umgab sie ihr Mann. Zu einer holden, zarten Blume erblühte ihr Töchterchen Ruth, ihr einziges Kind. Den Stammhalter war sie ihrem Mann schuldig geblieben. Und niemals konnte sie sich zu der rechten Resignation durchringen. Niemals vergaß sie in ihrem Leid, ihrer Not das Bild der schönen fremden Frau. Trotzdem sie keinen Grund zur Eifersucht hatte. Ihr Mann war nie wieder für längere Zeit allein auf Reisen gegangen.

In diesem Jahr sollte Ruth ein wenig die Welt kennen lernen. Sie besuchte eine Haushaltungsschule und arbeitete angestrengt. Daneben half sie die Mutter pflegen. Bei

aller Lieblichkeit ein stilles, in sich gekehrtes Mädchen, das keine Freundschaften unterhielt, sich schwer anschloß.

Der Vater hatte sie selber nach Garmisch-Partenkirchen gebracht, selber abgeholt, und eine Dame — eine Witwe aus Hamburg, — war ihr dort stellvertretende Mutter gewesen.

Warum krampfte sich Frau Astas Herz zusammen, wenn von dieser Dame die Rede war? Daß ihr verschlossenes Kind so entzückt schien, ihr Mann hingegen nie ein Wort des Beifalls hinzufügte, war ihr verdächtig. Wenn jede Stunde des Tages verrinnt wie die andere, man immer nur die Mauern seines Gefängnisses betrachten darf, hat man viel Zeit zum Grübeln.

Ob es ein abgekartetes Spiel war? Ob man Ruth mit ihr hatte bekanntmachen wollen, um zu sehen, wie sie sich später vertragen würden?

S p ä t e r? Ja, wann war das? Wenn sie, Asta, unter der Erde lag! Man rechnete also schon mit ihrem Tode? Großer Gott!

Ob sie es war, — die fremde schöne Frau? Die Frau, deren Bild sie damals gefunden?

Immer mit derselben Güte umgab sie der Mann. Er durfte von ihrer Seelenqual nichts wissen. Und Ruth schmeichelte:

„Du m u ß t sie kennenlernen, Mutter! Sie ist zu reizend. So frisch und jung geblieben. Und sie hat es mir auch versprochen. Auf der Rückreise von München kommt sie ein paar Tage nach Berlin. Dann m u ß t du ihren Besuch annehmen.“

Frau Asta sagte schließlich ja, und nun hatte die Fremde sich angesagt — für morgen. Hundertmal drängte sich ihr die Frage auf die Lippen: „Wie sieht sie aus?“ Aber das würde nur ihre Zweifel erhöhen. Dunkles Lockenhaar trugen jetzt viele. Schöne Augen waren keine Seltenheit. Nein, wenn sie Gewißheit haben wollte, mußte sie s e h e n.

Und dann schien es ihr doch unmöglich, je näher die Stunde rückte. Jetzt besaß sie noch ihren Mann voll und ganz. Hatte sie sich erst Gewißheit verschafft, gehörte er von da ab der anderen. Immer würde sie diese an seiner Seite, an ihrer Stelle sehen. Ihre Nachfolgerin, — Ruths zweite Mutter — — —

Es überstieg ihre Kräfte. Eben wollte sie der Tochter sagen, daß sie sich zu schlecht fühle, die Fremde zu empfangen, als diese schon hineinstürmte: „Mutter, sie kommt, sie ist da! Sie kam einen Tag früher. Vater begleitet sie. O, sei lieb und gut, Mutter, sie war es auch zu mir!“

Frau Asta lag wie erstarrt. Die Sprache versagte, ihr Herz klopfte so stark, daß es wie das Ticken einer Uhr klang. Die Augen weiteten sich gespensterhaft. Was würde die nächste Minute bringen?

Da trat sie ein, geführt von dem Mann, auf der anderen Seite ihr Kind, — d i e s c h ö n e f r e m d e F r a u — — —

Und plötzlich kamen der Kranken Riesenkräfte. Haß, Eifersucht, Neid, mühsam zurückgedrängt, ließen den gelähmten Körper sich noch einmal aufrichten.

„Fort!“ schrie sie der Eintretenden entgegen. „Fort! Ich bin noch nicht tot! Ein Weilchen mußt du noch warten!“

Dann sank sie zurück. Der Mann führte die Fremde hinaus, ihre Tochter fiel weinend vor ihrem Bett in die Knie.

„Mutter, oh Mutter, was hast du? Was ist dir? Wie konntest du ihr, u n s, das antun?“

Aber die Lippen blieben herb verschlossen. Sie öffneten sich nie wieder, bis endlich der Tod kam und auch ihr armes zersprungenes Herz verschloß . . .

Bühnenentgelte und Sportgewinne im Altertum.

Von Dr. P. A. Schulz-Wilmersdorf.

Wir wundern uns zuweilen über die Riesensummen, die von anerkannten Meistern der Bühne und Arena Jahr um Jahr verdient werden. Gar mancher wähnt, daß erst die jüngste Entwickelung der Sport- und Kunstpflege das gewaltige Anschwellen der „Prominentengage“ gezeitigt habe. Dem ist jedoch nicht so, wie ein Vergleich mit dem Bühnenwesen und Sportbetriebe der Antike lehrt.

Der großartige Aufschwung, den die Schaubühne durch die klassische Dichtkunst der Aeschylus, Sophokles und Euripides genommen hatte, hob auch das bürgerliche Ansehen der Darsteller. Athen und das übrige Griechenland schritten bahnbrechend voran. In Altrom, das in Kunstdingen um etwa zwei Jahrhunderte hinter der griechischen Entwickelung zurückblieb, besserte sich die Bewertung des Bühnenkünstler im öffentlichen Leben, als Terentius und Plautus mit ihren Schaustücken Anschluß an die literarischen Bestrebungen der Zeit gefunden hatten. Namentlich der noch im Mittelalter viel bearbeitete und aufgeführte Terenz machte die Gattung des schwankartigen Lustspiels im sittenstrengen Rom gesellschaftsfähig. So konnten später in der frühkaiserlichen Zeit drei Theater gedeihen, deren bedeutendstes das „Odeon“ des Domitian war.

Dem regen Zuspruch des antiken Menschen für das Bühnenspiel entsprach die Besoldung der Darsteller. So bezog der von Cicero hochgeschätzte und in einer Rede vor Gericht verteidigte Schauspieler Roscius Gallus mit dem Beinamen „Comoedus“ ein Jahresgehalt von etwa 100 000 Goldmark. Ganz abgesehen von den reichlichen Geschenken, die ihm von zahlreichen Verehrern und Verehcerinnen zuflossen.

Der griechische Sänger und Zitherspieler Amoibeus erhielt durchschnittlich 5000 GM. für jede Aufführung. Als das Berliner Opernhaus dem Sänger Caruso vor dem Kriege ein Entgelt von 3000 Mark (später noch mehr als das Doppelte) für einen Gastspielabend bewilligte, waren die Berliner baß erstaunt.

Aber nicht nur die hervorragenden Künstler, sondern auch die von ihnen benutzten Masken, Requisiten und Instrumente standen hoch im Preise. So erzielte die Flöte des Konzertvirtuosen Ismenius in einer Versteigerung den Erlös von 7 griechischen Talenten (1 Talent etwa 5000 GM.).

Man ersieht daraus, daß das „Star“-wesen im Altertum genau so ausgeprägt war, und Glanzleistungen der Bühne genau so mit Gold aufgewogen werden mußten wie heutzutage. Der römische Satiriker des 1. Jh. nach Chr., Juvenal, wird nicht müde, den unersättlichen Erwerbsinn seiner Zeitgenossen zu geißeln. Die bissigen Worte: „Schön ist des Gewinnes Geruch, aus welcher Sach' er auch stamme“, sind recht bezeichnend. Der Dichter will damit den vom Kaiser Vespasian bei der Einbringung der Latrinensteuer geäußerten Grundsatz „non olet“ (das Geld stinkt nicht) ebenso scharf brandmarken wie die Geldgier der damaligen Volksvertreter und die verwöhnten Ansprüche der Bühnensterne.

Wie die Helden der Bühne, so erfreuten sich auch die Meister des Sports märchenhafter Einnahmen im Gefolge einer vielbeneideten Volkstümlichkeit. Im Gegensatz zur Höhe der Einkünfte mußte der „Champion“ die Ausgaben weise beschränken, wenn er „in Form“ bleiben wollte. Denn wie in unseren Tagen, so gab es schon im alten Hellas und im alten Rom eingehende Diätvorschriften für den Sportberufstätigen. Besonders im „Training“ vor den Entscheidungskämpfen wurde der Küchenzettel des „Titelbewerbers“ peinlichst überwacht.

In Rom lockten die großen Pferderennen, Ringkämpfe und Gladiatorenspiele alljährlich gewaltige Kämpen und unabsehbare Zuschauermassen herbei. Dem Andrang der Massen entsprachen die Gewinne der Artisten. Der Araber Crescens, der gefeiertste Wagenlenker seiner Zeit, erwarb in zehn Jahren ein Vermögen von einer halben Million Goldmark. Fast ebenso hoch beziffern zeitgenössische Schriftsteller den Wert der dem Araber gestifteten Geschenke. Weitere unabschätzbare Einnahmeposten stellten die Gewinne aus Wettbeteiligungen dar. Crescens blieb 47 mal erster und 130 mal zweiter Sieger in 686 Rennen.

Zu den beliebtesten Spielen der römischen Kaiserzeit gehörten die Gladiatorenkämpfe. Ein gekrönter Herrscher, der Kaiser Commodus, verschmähte es nicht, als Preisfechter mit Schwertmesser und Fangnetz vor dem jubelnden Volke in Rom in der Arena zu erscheinen, wofür er sich jedesmal eine Million Sesterzen (rd. 200 000 GM.) aus der Gladiatorenkasse auszahlen ließ. Ein gut überliefertes Bild des Kaisers zeigt ihn als Riesen Herkules mit der Bärenhaut auf dem Kopfe und mit der Keule in der rechten Hand. Die Körperkräfte des Commodus waren so ungewöhnlich, daß er im Zweikampfe nie unterlegen ist.

Der besiegte Schwertfechter war dem Sieger auf Gnade und Ungnade verfallen. In den meisten Fällen erhielt er wohl deshalb nicht den Todesstoß, weil, wie heutzutage am „Toto“, hohe Wetteinsätze eingegangen waren. Wettverluste suchte man dadurch zu verschmerzen, daß man in der Person des begnadigten Besiegten eine Aussicht auf Gewinn in späteren Spielen erlangte.

Lustige Rundschau

* **Der liebevolle Neffe.** „Na, ist die Sache mit Ihrer Tante in Ordnung?“ — „Mit meiner Tante? Ach die gestorben ist? Freilich, da ist noch nichts in Ordnung. Wissen Sie, die ganze Erbschaftsgeschichte hat mir derart viel Arbeit gemacht, daß mir lieber wär, sie wäre leben geblieben.“

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.